

Wesen und Wert der körperlichen Arbeit

Erschienen in:

Nationalpark-Jahrbuch Unteres Odertal 2021 (18), 170-172

Immer lauter und schriller werden die Klagen aus dem Handwerk, vor allem aus der Bau- und Landwirtschaft, es fänden sich keine jungen Leute mehr, die bereit und in der Lage wären, körperlich, vielleicht sogar acht Stunden pro Tag, zu arbeiten. Unvermeidbare körperliche Arbeiten, die sich nicht Maschinen zuschieben lassen, werden heute meist Ausländern übergeholfen, nicht nur in Arabien, sondern auch in Europa, beispielsweise den polnischen Krankenpflegerinnen, den rumänischen Erntehelfern oder den ukrainischen Bauarbeitern. Das liegt nicht nur an der Über-Akademisierung unserer Ausbildung und der mangelnden Wertschätzung des dualen Ausbildungssystems, denn für Büro-Berufe finden sich durchaus noch Interessenten, sondern schon an der anstrengenden, schweißtreibenden, körperlichen Arbeit. Das Problem, dass man mit geschickter Ausnutzung sozialer Leistungen heute in Deutschland mehr Geld bekommt, als mit Arbeit in einfacher Tätigkeit, will ich hier einmal außer Acht lassen.

Zumindest aus den Erzählungen der Alten erinnern wir uns aber durchaus noch an den Stolz des fähigen Handwerkers auf sein Gesellen- oder Meisterstück und das zufriedene Lebensgefühl des auf seiner Scholle verwurzelten Bauern. Das also gab es in Europa alles schon einmal. Aber ein weltweites, überzeitliches Phänomen war das nie. Bei den alten Griechen beispielsweise war körperliche Arbeit verpönt und Sache der Armen, vorzugsweise der Sklaven. Im klassischen Athen zu Perikles Zeiten sollen auf 10.000 freie Bürger 100.000 Sklaven gekommen sein. Die Griechen sahen diesen Missstand durchaus. Aristoteles beklagte das wortreich und wünschte sehnlichst, Maschinen könnten den Armen und Sklaven die körperliche Arbeit abnehmen oder zumindest lindern, und allerlei technische Erfindungen wie zum Beispiel die Archimedes-Schraube erleichterten ja schon damals durchaus die Arbeit, die aber erst mit Wasser- und Windmühlen, dann aber vor allem mit der Entwicklung der Dampfmaschine und damit auf der Basis einer Ausbeutung fossiler Bodenschätze auf weitere Maschinen verlagert wurde. Im elektronischen Zeitalter erscheint der Mensch der körperlichen Arbeit immer weiter entfremdet zu werden, allerdings um den Preis eines enormen Verbrauchs von Material und vor allem Energie. Ob dieser in absehbarer Zeit weitgehend auf wirklich erneuerbare umgestellt werden kann, darf allein schon wegen der erforderlichen, stark wachsenden Quantitäten bezweifelt werden.

Wenn sich der handwerkliche und technische Fortschritt – vielleicht abgesehen von China – ganz überwiegend in Europa ereignete, dann muss es dafür Gründe geben, klimatische, politische, kulturelle, aber eben auch religiöse. Die Wiege des handwerklichen und technischen Fortschritts in den letzten Jahrhunderten stand im Wesentlichen in christlich geprägten Ländern, in seiner protestantischen und römisch-katholischen Form, und zwar so eindeutig, dass Zufälligkeiten als Erklärung ausscheiden dürften. Im Kern hatten die Menschen auf der Grundlage des jüdisch-christlichen Schöpfungsglaubens, aber auch des Neuen Testaments, ein völlig neues Verhältnis zur körperlichen Arbeit entwickelt, die nicht nur als reiner Frondienst, als zum Überleben unbedingt erforderlich, empfunden wurde, sondern direkt als ein Auf-

trag Gottes, um sich die Welt untertan zu machen, sie zu pflegen und zu bebauen (Gen 1,28 und 2,15). Als Folge des Sündenfalls und der Vertreibung aus dem Paradies (Gen 3,17-19) sollte der Mensch künftig im Schweiße seines Angesichts seine Arbeit tun und sein Brot essen, aber nicht nur als Strafe, sondern auch als Teilhabe an dem göttlichen Schöpfungswerk. Der Mensch als Geschöpf Gottes wurde so sein Mitarbeiter, stand zwischen Gott und Tier, also an herausgehobener Stelle und hatte die Möglichkeit, unbeschadet der Gnade Gottes, durch sein Leben und Arbeiten das Seine zum ewigen Heil beizutragen. Gerade bei den Calvinisten war dieser Gestaltungsauftrag maßgeblich, der persönliche Erfolg ein Hinweis auf das zu erwartende Heil. Der Christ hatte also gelernt, dass er seine Talente nicht vergraben (Mt 25, 14-30), sondern sie nutzen und mehren musste. Auch der Völkerapostel Paulus hat, neben Gottesdienst, Gebet und Predigt, seinen Lebensunterhalt durch Handarbeit verdient, als Zeltstoffweber, worauf er besonders stolz war (1 Kor 9, 12-18; 1. Thess 2, 9 und 2. Thess 3, 7-9).

Auf dieser Grundlage entstand dann das Mönchtum, das die christlichen, europäischen Länder jahrhundertlang prägen sollte, erst in Ägypten mit den Mönchsvätern Antonius und Paulus, eher kontemplativ geprägt, erhielt es durch den westlichen Mönchsvater Benedikt die doppelte Ausrichtung auf Beten und Arbeiten, ohne dass der Wahlspruch *ora et labora* von Benedikt selbst stammt. Damit wurde die körperliche Arbeit veredelt und gleichsam zum zweiten Gottesdienst erhoben. Die Mönche lebten nicht – wie die buddhistischen – von Almosen. Auch hinduistische Priester würden sich nie zu körperlicher Arbeit herablassen. Während sich die buddhistische Gesellschaft zweigeteilt präsentiert – bei fließenden Übergängen – zwischen den bettelnden und meditierenden Mönchen und Nonnen und der arbeitenden Bevölkerung, die durch Almosengeben Verdienste sammelt, ist der arbeitende Benediktiner-Mönch Beter und Arbeiter zugleich. Von der Bevölkerung braucht er zunächst einmal nichts, er gibt ihr nur, nämlich Bildung und Ausbildung, technischen Fortschritt und vor allem Hilfestellung bei der Gottsuche. Das Benediktiner Kloster ist im Idealfall autark, also Jesus Christus gleich, fordert nichts, empfängt nichts, sondern teilt nur und gibt. Diese Lebensauffassung, die körperliche Arbeit veredelt und adelt, ist die Grundlage für Fortschritt und Entwicklung im europäischen Mittelalter. Der rasche Untergang des hochzivilisierten und –technisierten Altertums in der Völkerwanderungszeit führte zu einem enormen Verlust an Kultur und Technik, aber eben auch zum Rückbau der Sklavenhaltergesellschaft, die den halbnomadischen Germanen eher fremd war. Zwar gab es auch hier Abhängigkeitsverhältnisse, Unterordnung, Unterdrückung und Ausbeutung, aber tendenziell gingen die christlichen Germanenreiche zunächst einmal von einer gewissen Gleichberechtigung aus, mit – verglichen mit dem Altertum – wenig Arbeitsteilung und flachen Hierarchien.

Am deutlichsten wird diese prinzipielle Wertschätzung der körperlichen Arbeit durch den ebenfalls auf den Benediktinerregeln aufbauenden Zisterzienserorden, der während der deutschen Ostkolonisation im 13. Jahrhundert das Gebiet zwischen Elbe und Oder kultivierte. Durch die Völkerwanderung war dieses Gebiet zuvor zu großen Teilen entvölkert und danach von slawischen Stämmen besiedelt worden, die sich in ihren Kietzen schwerpunktmäßig vom Fischfang ernährten und den Wald nur ansatzweise rodeten und urbar machten. Diese harte Knochenarbeit übernahmen die Zisterzienser. Zwar waren auch diese von unseren heutigen Gleichheits- und Egalitätsidealen und -ideologien weit entfernt, denn die Arbeit machten häufig die Laienbrüder, während die Chormönche sich schwerpunktmäßig dem Gottesdienst widmeten, sieben Mal am Tage, also durchaus kräftezehrend, während die Laienbrüder nur zweimal in die Kirche mussten. Auch spiegelte sich in den Klöstern der ständische

Aufbau der damaligen Gesellschaft durchaus wider. Aber unbeschadet dessen war der körperlichen Arbeit der Geruch des Sklavendienstes genommen. Sie war die Berufung der freien Menschen.



Abb. 1: Das Deckenfresko in der Sixtinischen Kapelle des Vatikan-Palastes (Rom, Italien) von Michelangelo (1475–1564) zeigt die Erschaffung des Menschen (Adam) durch Gottvater, der Adam nach diesem Schöpfungsakt zum Mitschöpfer macht.

Um das Arbeitsleben leichter und erfolgreicher zu machen, waren die arbeitenden Menschen stets bemüht, ihre Techniken zu verbessern und zu verfeinern, denn der Fortschritt kam ja ihnen selbst zugute und stärkte ihre Konkurrenzfähigkeit. Dem Sklaven, auch dem Leibeigenen in Osteuropa hingegen war diese Motivation fremd. Er bekam ohnehin am Ende des Tages nur seinen mehr oder weniger knapp gefüllten Fressnapf, bis zum Ende seiner Tage. Der West- und Mitteleuropäer aber leistete mit seiner Arbeit nicht nur – wie die Mönche – Gottesdienst, sondern wurde mit seiner zunehmend perfektionierten Technik Gott, seinem Schöpfer immer ähnlicher. Das spornte an, mehr zu tun als zum Überleben unbedingt erforderlich, sicher auch aus Repräsentations- und Machtgründen. Der handwerkliche und technische Fortschritt im westlichen Europa war so ohne Frage christlich grundiert und führte Europa mit Beginn der Neuzeit weltweit an die Spitze, technisch, wirtschaftlich und damit letztendlich auch militärisch und politisch.

Dieses Verhältnis zur Arbeit im Allgemeinen, speziell aber zur körperlichen, liegt nicht in den Genen, sondern in der Kultur und in der Religion der Menschen. Im elektronischen Zeitalter, mit einer überwiegend visuellen, zweidimensionalen Kommunikation auf kleinen und großen Computern, verschwindet diese kulturelle und religiöse Bindung aber in atemberaubendem Tempo. Gleichzeitig beobachten wir, dass die Arbeit, vor allem die körperliche, ihre sinnstiftende Funktion verliert. Friedrich Engels konnte im 19. Jahrhundert noch schreiben: Die körperliche Arbeit »hat den Menschen selbst geschaffen.« (FRIEDRICH ENGELS (1946): *Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen*. Dietz Verlag, Berlin). Damit wäre er in der heutigen, westlichen Gesellschaft nicht mehr ansatzweise mehrheitsfähig. Gelungene Lebenszeit ist die Zeit ohne Arbeit, vor allem ohne körperliche. Für seine Hobbys geht der Mensch durchaus an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit, beim Segeln, Skifahren, Klettern und vielem mehr. Aber mit körperlicher Arbeit die Welt zu pflegen und zu bebauen ist ihm fremd geworden. Solange Maschinen ihm diese tatsächlich abnehmen, mag das eine Weile angehen, so nicht, dürfte es sehr schwer werden und lange dauern, den Wert der körperlichen Arbeit erneut wieder zu entdecken und schätzen zu lernen.